

ANDREAS ENGLISCH

DER  
WUNDERPAPST

JOHANNES PAUL II.

C.Bertelsmann  
EBOOKS

*Andreas Englisch*

# Der Wunderpapst

Johannes Paul II.

C. Bertelsmann

1. Auflage  
© 2011 by C. Bertelsmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer  
Bildredaktion: Dietlinde Orendi  
Alle Fotos außer 11 u.: L'Osservatore Romano Photographic Service /  
Città del Vaticano; 11 u.: Don Alessandro Overa  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
ISBN 978-3-641-06301-6

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

Für meinen Sohn Leonardo und  
für meine Frau Kerstin.

**Pressebüro des Heiligen Stuhls, Vatikanstadt. Treffen mit Papstsprecher Joaquín Navarro-Valls. Februar 1999.**

Joaquin nahm mich beiseite. »Andreas, das, was du gesehen hast, was manche Menschen für, sagen wir, übernatürlich halten, was in der Nähe von Johannes Paul II. geschehen sein soll, der Papst will nicht, dass darüber gesprochen oder geschrieben wird.«

»Ich verstehe«, versicherte ich ihm, »kein Wort von mir, solange er am Leben ist, und noch ein paar Jahre danach. Ich verspreche es.«

Ich habe mich an dieses Versprechen immer gehalten. Bis jetzt.

## *Und er veränderte die Welt*

**Petersplatz, Vatikanstadt. Freitag, 8. April 2005.** Der Zypressensarg Papst Johannes Paul II. stand genau dort, wo Karol Wojtyla mehr als zwei Jahrzehnte lang zu Millionen Menschen gesprochen hatte. Zeremonienchef Piero Marini saß auf einem Stuhl neben dem Sarg, als könnte der Tote noch eine letzte Bitte an ihn richten, ihn auffordern, sein Messgewand geradezurücken, das Mikrofon zu halten oder ihm ein Glas Wasser zu geben, weil seine Stimme zu versagen drohte. Bischof Piero Marini hatte an diesem Tag auf das Privileg verzichtet, vor den Augen der Welt dem Dekan der Kardinäle, Joseph Kardinal Ratzinger, zu assistieren, während er die Totenmesse für Karol Wojtyla zelebrierte. Er hatte es seinem Stellvertreter Enrico Viganò überlassen, diese ehrenvolle Aufgabe zu übernehmen. Er selbst saß dort neben dem Sarg, und es musste ein Reflex sein, dass er jetzt den toten Papst im Auge behielt, wie er den Lebenden immer im Auge behalten hatte.

Achtzehn Jahre lang hatte Piero Marini jede einzelne Stolper-Falte in den vielen Metern roten Teppichs für ihn geglättet, bevor Johannes Paul II. an den Ort eines Gottesdienstes kam. Jede einzelne Treppenstufe hatte er daraufhin abgeschätzt, ob sie zum unüberwindlichen Hindernis für einen Papst werden könnte, der das letzte bisschen gab, was von seinen Kräften noch übrig war. Bischof Piero Marini schaute ab und zu auf den Sarg des »Marathonmann Gottes«, des »eiligen Vaters«, als wollte er sichergehen, dass der kalte Wind an diesem Morgen auf dem Petersplatz Karol Wojtyla nicht schadete. Marini saß an seiner Seite, so wie im Jahr 1987 in Miami, als ein Tropensturm, ein Hurricane, der bald schon die Dächer abdecken würde, auf die päpstliche Messe zuraste. Damals musste Piero Marini den Papst dazu bewegen, den Gottesdienst abubrechen. Sie schafften es gerade noch rechtzeitig, in den Schutzraum zu gelangen, bevor der Hurricane den Platz der Messe verwüstete. Er war auch dabei gewesen, als ein Attentäter 2002 in Baku in Aserbaidschan den schwachen Papst fast umriss, wie immer bereit, ihn aufzufangen. Er hatte ihm in Tausenden von Gottesdiensten zur

Seite gestanden, und jetzt saß er immer noch an seiner Seite, als sei nicht Schluss, als sei das Leben des Karol Wojtyła noch nicht zu Ende.

Nicht nur er empfand an diesem Tag so; viele konnten einfach nicht begreifen, dass der lange Weg des Karol Wojtyła jetzt tatsächlich zu Ende gegangen sein sollte. Auch ich nicht. Seit dem Ausbruch seiner schweren Krankheiten, seit der Hüftoperation, der Parkinson-Krankheit, war Johannes Paul II. immer wieder sein nahes Ende prophezeit worden, aber er hatte einfach weitergemacht. Immer wieder sagten ihm die Medien voraus, dass die nächste Reise seine letzte sein würde, aber er marschierte weiter. Notfalls nahm er den Rollstuhl, notfalls ließ er sich tragen, notfalls musste ein Aufzug eingesetzt werden, um ihn wie ein Paket in das Flugzeug zu bugsieren. Gestoppt hatte ihn das alles nicht.

Selbst wenn die Lage aussichtslos schien, wie damals, als ein Tumor in seinem Darm entdeckt wurde, kam Karol Wojtyła wieder auf die Beine. Aber jetzt war es tatsächlich zu Ende. Ich saß auf der Pressetribüne, während die Welt Abschied von Karol Wojtyła nahm. Nie zuvor waren so viele Staatsoberhäupter, Könige und Präsidenten zur Beerdigung eines Menschen gekommen, und dieser Mensch war ausgerechnet der Sohn eines armen polnischen Soldaten in Pension aus dem Dorf Wadowice bei Krakau. Keine englische Königin, kein amerikanischer Präsident und auch kein sowjetischer Diktator hatten jemals so viele Menschen angezogen, die ihm die letzte Ehre erweisen wollten.

Ich saß damals mit einem Freund auf dem Petersplatz, Francesco, eher ein Bär als ein Mensch. Er trägt immer schwarze Hosen mit zahllosen Taschen und eine Jacke, die für den Kampfeinsatz eines Fallschirmspringers entworfen worden sein könnte. Er ist Fotograf, schleppt 40 kg Ausrüstung mit sich und hat Erfahrung darin, sich um das beste Foto zu prügeln. Er ist so groß, dass, wenn er sich mit seinem Rucksack auf dem Rücken im dichten Gedränge der anderen Fotografen vor seinem Motiv, das meistens der Papst ist, einmal umdreht, die anderen um ihn herum umfallen. Wir hatten einmal in einem Hubschrauber für das Gefolge des Papstes einen Beinah-Absturz erlebt, seitdem trafen wir uns in Rom regelmäßig und tranken auf das Leben.

Auf dem Petersplatz tauchte plötzlich ein Plakat auf, darauf stand »Santo subito!«, was so viel heißt wie »Sprecht ihn sofort heilig!« Ich deutete auf das Plakat und sagte zu Francesco: »Das hat er sich jetzt auch noch eingebrockt. Jetzt sprechen sie ihn auch noch heilig.« Wenn dieser Tag nicht so traurig gewesen wäre, hätten wir beide losgeprustet vor Lachen, wenn wir nur die Tränen der Trauer aus unseren Augen bekommen hätten. Wojtyla machen sie zu einem Heiligen – das schien der beste Scherz des Vatikans zu sein. Ausgerechnet Karol Wojtyla.

»Weißt du noch«, fragte Francesco, »wenn wir in all den Jahren zurückgeflogen waren nach den langen Reisen mit ihm, ausgepumpt und müde, obwohl wir nicht halb so viel gearbeitet hatten wie er, dann sangen wir immer ›Take off the cross, Boss, it's over‹ (Nimm das Kreuz ab, Chef, es ist Feierabend).«

»Ja, ich weiß« sagte ich, »wir tranken und rauchten im Flugzeug Seiner Heiligkeit, und er nahm manchmal das Mikrofon und sagte im Scherz so etwas Ähnliches wie: Jetzt ist aber Schluss dahinten.«

### **Die Revolution des Karol Wojtyla**

Jeder, der Karol Wojtylas Dauerstreit mit der Kirchenregierung, der römischen Kurie, mitbekommen hatte, wusste, dass die Kurie sich jahrzehntelang bitter darüber beklagte, dass der Papst einfach nicht heilig genug war. Der Vatikan sah bis zur Wahl Karol Wojtylas im Jahr 1978 den Papst als ein abgehobenes, perfektes, elfengleiches Wesen, mehr Geist als Mensch, ein Geschöpf des Äthers, so gut wie körperlos, das sich nur selten den Menschen zeigte und in einer majestätischen Perfektion verharrte wie ein körperloser Engel. Gemessen an dieser Vorstellung wirkte Karol Wojtyla als Papst wie ein Rugby-Spieler auf einem schlammigen Feld, was die Kurienkardinäle dazu brachte, sich die Haare zu raufen. Krach gab es von der ersten Sekunde an.

Nach seiner Wahl empfing der neue Papst Karol Wojtyla, wie es üblich war, die Kardinäle. Dabei sitzt der Papst, und die Kardinäle knien vor ihm nieder; doch der Mann aus dem Dorf Wadowice wollte sich auf keinen Fall daran halten, mit der Begründung, die Kardinäle seien schließlich seine Brüder. Er zwang sie, aufzustehen und ihn in den Arm zu nehmen, statt vor ihm niederzuknien (siehe Bildteil). Danach gab es sofort wieder Krach, noch in den ersten Tagen. Diesmal wegen

des tragbaren Thrones, der Sedia gestatoria. Alle Päpste hatten ihn seit etwa 1500 Jahren benutzt, auch noch Karol Wojtylas Vorgänger Papst Johannes Paul I.; aber Papst Johannes Paul II. schaffte trotz gewaltigen Drucks der Kurie das alte Möbelstück ab. Statt sich an den Pilgern vorbeitragen zu lassen, ging er zu ihnen, redete mit ihnen, segnete und umarmte sie. Das hatte es noch nie gegeben. Und dann, auf jenem legendären Flug über Japan schließlich, ging Papst Johannes Paul II. freundlich grüßend an allen Gästen und Journalisten vorbei zur Toilette. Von diesem Tag an wurde der Waschraum im vorderen Teil des Flugzeugs für den Papst reserviert. Ein Pontifex, der auf die Toilette ging, vor den Augen aller, war einem Großteil der Kardinäle ein absoluter Graus.

Um das zu verstehen, braucht man sich nur die Autos von Papst Pius XI. anzusehen. In den Wagen gab es so etwas wie eine Drehscheibe. Der Papst konnte dem Fahrer durch Drehen der Scheibe sagen, wohin er fahren sollte, nach links, nach rechts, anhalten, parken. Auf einem Teil der Scheibe stand »a casa«, dann wusste der Fahrer, dass er den Papst nach Hause fahren musste. Dieser komplizierte Mechanismus war ausschließlich dazu da, um zu verhindern, dass der Papst mit seinem Fahrer sprach, was undenkbar gewesen wäre, ebenso hätte der Fahrer sich niemals erlaubt, den Papst anzusprechen.

### **Ein Mann, im tiefsten Herzen frei**

Karol Wojtylas Verhalten als Papst war keine Weiterentwicklung des Papsttums, kein neuer Abschnitt, es war eine stürmische Revolution. Einen Papst zum »Anfassen«, einen Pontifex, der zeigte, dass er ein Mensch war wie du und ich, das hatte es noch nie gegeben. Während seines Aufenthalts in Castel Gandolfo warteten Würdenträger einmal im sogenannten Saal der Schweizer auf den Papst Johannes Paul II. Karol Wojtyla ging derweil unten durch den Park und sah einen kleinen Jungen, den Sohn eines Gärtners, mit einem Ball spielen. Seine Sekretäre winkten ihm und zeigten mit ihrer Körpersprache: »Heiligkeit, kommen Sie schon, Sie werden erwartet.« Der Papst schüttelte entschieden den Kopf, er wollte sagen: »Tut mir leid. Ich habe jetzt keine Zeit, ich muss Fußball spielen.« Und er kickte mit dem Jungen, nur ein paar Augenblicke lang, aber lange genug, um zu zeigen,

dass ihm das Kind viel wichtiger war als jeder Termin. Papstfotograf Arturo Mari hat davon wunderschöne Fotos geschossen (siehe Bildteil).

Ein Heiliger Vater machte so etwas nach den Vorstellungen der hohen Herren im Vatikan auf keinen Fall und hatte es auch noch nie getan. Der Albtraum für die Kurienkardinäle kam, als es einem Eindringling gelungen war, den Papst in Badehose zu fotografieren, in seinem Schwimmbad. Im Vatikan schien damals der Teufel los zu sein, nur Karol Wojtyła hatte ganz ruhig gesagt: »Na, da bin ich mal gespannt, welche Zeitung das drucken wird.« Die Verstöße des Karol Wojtyła gegen all das, was man sich im Vatikan unter einem makellosen Papst vorstellte, waren zahllos. Er konnte es nicht lassen, am 14. Mai 1999 den Koran zu küssen, was den Kurienkardinälen den blanken Schauer über den Rücken jagte, und er hatte nichts dagegen, dass die Kinder der Angestellten in Castel Gandolfo in seinem Mantel Verstecken spielten (siehe Bildteil). Karol Wojtyła war ein Mensch durch und durch, und was ihn auszeichnete, war, dass er lieben konnte.

Ich erinnere mich an den Flug nach Rio de Janeiro im Oktober 1997. Der Papst hatte einige Tage zuvor an einem Jugendtag in Bologna teilgenommen, bei dem auch der US-Popstar Bob Dylan aufgetreten war, und er hatte mitgesungen. An diesem Morgen in der päpstlichen Maschine sagte er: »Heute will ich mal die Fragen stellen.« Wir schauten ihn verstört an. War er sauer, weil wir ihn das letzte Mal etwas gefragt hatten, was ihm nicht gefallen hatte? Er aber fuhr fort: »Ich habe in Bologna auch gesungen.« »Das haben wir alle gehört«, bestätigten wir, und er meinte: »Ich möchte jetzt wissen, wie ihr mich fandet.« Wir mussten alle lachen, dann sagte der mittlerweile verstorbene Freund und Kollege Orazio Petrosillo: »Wir wussten bisher gar nicht, dass Sie so gut Popsongs singen können.«

Das Schlimmste für die Kurie in all den Jahren aber war eine grundsätzliche Entscheidung Karol Wojtyłas: Er ging hohe Risiken ein. Ein Papst, der ein perfektes Wesen sein sollte, machte keine Fehler; aber um keine Fehler zu machen, musste man natürlich das Risiko scheuen, einen Fehler zu begehen. Es gab vor Dutzenden päpstlicher Reisen in der Kurie immer die gleiche Diskussion: Würde diese Reise des Papstes

missbraucht, instrumentalisiert werden? War das wirklich gefahrlos, als erster Papst der Geschichte eine Synagoge zu besuchen, als erster eine evangelische Kirche, als erster in einer Moschee zu beten, oder konnte das auch Ärger einbringen? War es nicht zu gefährlich und konnte Anstoß erwecken, wenn ein Papst, wie an Aschermittwoch des Jahres 2000 geschehen, um Vergebung bat für das, was die katholische Kirche Menschen angetan hatte? War es nicht riskant, an der Klagemauer in Jerusalem den uralten Hass der Christen auf Juden einzuräumen und zu beschwören, dass nie wieder im Namen der Kirche Gewalt gegen Juden ausgeübt werden dürfe? Konnten nicht all diese Entscheidungen dem Ansehen des Heiligen Vaters arge Kratzer verpassen? Karol Wojtyla winkte immer ab: »Jede meiner Reisen wird instrumentalisiert«, sagte er, »das Risiko gehe ich ein.«

Don Stanislaw Dziwisz, langjähriger Sekretär Papst Johannes Paul II. und späterer Erzbischof und Kardinal von Krakau, sagte über Papst Johannes Paul II., wenn es Ärger gegeben hatte: »Karol Wojtyla ist ein freier Mann, ein Mann, der im tiefsten Herzen frei ist.« Karol Wojtyla hatte vor der Kurie keine Angst und auch nicht davor, dass die Welt ihn wegen seines Glaubens auslachte und als ewig Gestrigen beschimpfte. Er machte einfach weiter und ließ sich nie verbieten zu zeigen, dass er alle Menschen dieser Welt liebte.

Als Johannes Paul II. gestorben war, sagte uns Joaquin Navarro-Valls, der langjährige Sprecher Karol Wojtylas, dass er uns, die jahrzehntelang im Gefolge des Papstes gearbeitet hatten, an den aufgebahrten Leichnam des Papstes bringen werde. Eine jüdische Kollegin, die lange für einen US-Fernsehsender gearbeitet hatte, rief mich an jenem Tag an. »Sie bringen uns zu ihm, kommst du mit mir? Ich schaff das nicht, allein dahin zu gehen.«

Wir gingen zusammen und hielten uns an der Hand. Wir weinten beide. »Aber du bist doch Jüdin.«

»Ja«, stammelte sie unter Tränen, »aber dieser einzigartige Karol Wojtyla war wirklich ein Mann Gottes.« Sie wischte sich die Tränen weg: »Was hat er bloß mit uns gemacht?«, und dann gab sie sich selbst die Antwort: »Ich glaube, er hat uns verändert« – und heute weiß ich, dass sie recht hatte.

Ich sagte damals zu ihr: »Auf dem Platz sah es so aus, als wollen sie ihn zum Heiligen machen.«

Sie antwortete mit einem Lächeln: »Dann muss er jetzt büßen für Tucci.« Auch ich musste lächeln.

### **Werkzeug Gottes**

Roberto Tucci, zwischen 1985 und 2001 der Chef von Radio Vatikan, war sein langjähriger Reisechef gewesen, ein Jesuitenpater aus Neapel. Ein Mann im päpstlichen Gefolge, der Karol Wojtyla ähnelte, ein zutiefst demütiger Mann, der ungern Dank annahm und ungern im Rampenlicht stand, ein Mann, der hart arbeitete und hart im Nehmen war. Im Gefolge des Papstes war er es, der die schwierige Arbeit der Vorbereitung machte. Wenn alles klappte, konnte sich keiner an Tucci erinnern, ging etwas schief, war Tucci schuld. Das war okay für den Jesuiten, er mochte nur kein Lob. Roberto Tucci kam immer dann zu uns Journalisten, wenn sein Job erledigt war, wenn nichts mehr schiefgehen konnte, wenn Karol Wojtyla endlich am Altar angekommen war, die Massen ihn feierten und der Gottesdienst begann. Wenn es nichts mehr auszubügeln, in letzter Sekunde noch geradezurücken gab, wenn wirklich alles fertig war für die päpstliche Zeremonie in Afrika oder Amerika oder wer weiß wo, dann setzte sich Roberto Tucci zu uns und rauchte mit uns »Belga«-Zigaretten. Er stand sein Leben lang im Hintergrund, und das war genau das, was er wollte, den Glanz überließ er ausschließlich dem Papst. Als Karol Wojtyla ihm die Kardinalswürde verlieh, sträubte er sich mit Händen und Füßen. Er wollte keine Auszeichnung, er hatte seinen Job gemacht für Gott. Basta. Darin waren sich Roberto Tucci und Papst Johannes Paul II. sehr, sehr ähnlich. Sie wollte beide auf keinen Fall Aufhebens um sich als Person machen; Karol Wojtyla wurde nie müde zu betonen, dass er nur ein einfaches Werkzeug Gottes sei. Persönliche Auszeichnungen waren ihnen zuwider. In der Enzyklika »Ut unum sint« hatte Papst Johannes Paul II. geschrieben, dass er selber nicht so wichtig sein wolle, der Papst dürfe kein Hindernis für die Einheit der Christen sein; und Roberto Tucci wollte kein Fürst der Kirche sein, er war immer ein einfacher Arbeiter gewesen, wie Karol Wojtyla selber. Der Papst verlieh ihm dennoch am 21. Februar 2001 die Kardinalswürde, – und schluf damit

den seltenen Einzelfall, dass ein einfacher Priester direkt Kardinal wurde; Robert Tucci wurde damit der einzige Kardinal in der Amtszeit Karol Wojtylas, der nicht zuvor zum Bischof geweiht worden war – und im Sommer 2005 begann das Verfahren zur Seligsprechung von Johannes Paul II.

Im Herbst des Jahres 1987 sah ich diesen Papst zum ersten Mal mit eigenen Augen. Ich hatte meiner Mutter versprochen, ihr einen vom Papst gesegneten Rosenkranz mitzubringen, und so fuhr ich also zum ersten Mal mit der Vespa zur großen »Audienzhalle Papst Paul VI.«. Papst Johannes Paul II. hatte noch den federnden Schritt eines Mannes, der es gewohnt ist, lange Strecken zu Fuß zurückzulegen. Kaum war er in der Halle, brauste ein Sturm los: »John Paul Two, we love you«, schrien die Massen, er ließ sich das Mikrofon geben und antwortete »John Paul Two loves you«, dann klatschten alle. Als der Moment des Segens gekommen war, sagte ein Sprecher, dass man jetzt die Rosenkränze auspacken könnte und alle anderen Objekte, die die Gläubigen in der Halle durch den Papst segnen lassen wollten. Ich dachte damals: So ein Schwachsinn! Wenn ich den Rosenkranz in der Tasche lasse, wird er dann nicht gesegnet? Nach der Audienz sah ich zu, wie Karol Wojtyla durch die Reihe ging, es nahm kein Ende, er schüttelte Hunderte von Händen. Es war ihm unangenehm, wenn Menschen sich vor ihm auf die Knie warfen, er hob sie hoch, jede seiner Gesten sagte: Ich bin doch gar nichts Besonderes. Dieser Papst war ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Über dem Bett meiner Oma hatte bis zu ihrem Tod das Bild Papst Pius XII. gehangen; der Papst hatte stocksteif auf seinem Stuhl gesessen und irgendetwas, das man nicht sehen konnte, gesegnet. Er sah wie eine Statue aus und hatte keinerlei Ähnlichkeit mit dem Mann, den ich da durch die Halle gehen sah. Trauben von Menschen umringten ihn, es schien ihm nichts auszumachen, er ging weiter, schüttelte Hände, segnete. Mir erschien er wie ein einfacher Gemeindepfarrer, dem es eher peinlich war, Papst geworden zu sein, nichts an ihm schien darauf hinzudeuten, dass Karol Wojtyla eines Tages als ein ganz besonderer Papst, als ein Heiliger verehrt werden würde. Wir schrieben das Jahr 1987, noch stand die

Mauer in Berlin, noch hatte die polnische Solidarnosc-Gewerkschaft das Regime nicht bezwungen, noch war nicht einmal im Ansatz abzusehen, dass die Tage der Herrscher über das Sowjetimperium gezählt waren.

Die Römer fanden es eher kurios, dass ausgerechnet ein polnischer Papst im Vatikan regierte, von besonderer Verehrung konnte zu jener Zeit keine Rede sein. Im Gegenteil, während meiner ersten zaghaften Gespräche im Vatikan schlug mir eine Menge Ärger entgegen, sobald das Thema auf den Papst kam. Die meisten Bischöfe und Monsignori waren auf ihn sauer, weil er ständig unterwegs war. In den ersten Wochen hörte ich immer das gleiche Argument: Paulus sei der Apostel, der zu den Völkern reisen müsse, aber Petrus, der Papst, habe in Rom zu sein. Doch Karol Wojtyla war die Kritik seiner Kardinäle offenbar egal. Sauer waren die Kirchenmänner auf Karol Wojtyla aber vor allem wegen seiner Übermacht und meckerten über mangelnde Kollegialität. Der Papst entschied alles. Karol Wojtyla war zu einem Medienstar aufgestiegen, einem Liebling des Fernsehens, die Bischöfe fühlten sich in die Ecke gedrängt. Vor allem im Staatssekretariat verrieten die Mitarbeiter hinter vorgehaltener Hand, wie sehr ihnen der Papst auf den Wecker ging, denn sie sahen sich entmachteter. Mit aller Sorgfalt wurden dort ungeheuer ausführliche Berichte über die Lage in irgendeinem Staat verfasst und an Formulierungen gefeilt, wie mit dem jeweiligen Staatschef umgegangen werden könnte. Alles das war durchaus sinnvoll, solange ein Papst immer in Rom blieb. Doch Karol Wojtyla flog ja früher oder später in einen der Staaten, die sein Staatssekretariat nur durch den Briefverkehr kannte, redete direkt mit den Staatschefs, handelte selber aus, was auszuhandeln war, und die Stapel der Aktenordner im Staatssekretariat waren völlig überflüssig.

Dass Karol Wojtyla im Vatikan übermäßig geliebt und verehrt wurde, konnte ich also beim besten Willen nicht feststellen. Ich persönlich fühlte mich in allem bestätigt, was mein Bild des Papstes geprägt hatte: Karol Wojtyla erschien mir als ein erzkonservativer, machtgieriger Kirchenmann, der den Menschen seine Vorstellungen aufzwingen wollte, wie sie zu leben hatten. Aus meiner Sicht war seine Forderung, keusch in die Ehe zu gehen, genauso idiotisch wie seine Verurteilung von Homosexualität. Als Kind war ich ein frommer Junge

und eifriger Messdiener gewesen, aber als junger Reporter und nach fünf Jahren als Student in Hamburg warf ich ihm all das vor, was damals junge Menschen der katholischen Kirche eben vorwarfen: eine grundsätzliche Körperfeindlichkeit, eine weltfremde Haltung, die durch das Verbot von Kondomen das Elend auf der Welt eher mehrte als minderte. Den Papst hielt ich für einen verbitterten Moralapostel, der die Weiterentwicklung der Gesellschaft nicht zur Kenntnis nahm und zurück ins Mittelalter wollte. Mit diesem Bild startete ich.

Es wurde Teil meines Jobs, dem Mann zu folgen. Ich dachte, es sei für kurze Zeit – eigentlich hatte ich geplant, nur ein paar Monate in Italien zu bleiben. Ich fuhr hinter ihm her. Ich sprach mit den Menschen, die ihn gesehen hatten, wenn er sich aus dem Vatikan geschlichen hatte, um skifahren zu gehen. Viele von ihnen rästelten noch Jahrzehnte später, ob sie tatsächlich den Papst gesehen hatten, der mit ihnen zusammen auf der überfüllten Skipiste ins Tal gebrettert war. Der Papst hatte sich stets geweigert, die Pisten absperren zu lassen (siehe Bildteil). Handelte so ein körperfeindlicher, verbitterter alter Mann? Ich sprach mit dem langjährigen Innenminister Francesco Cossiga, der sich bitter darüber beschwerte, dass dieser Karol Wojtyla nachts in Rom spazieren ging, ohne Leibwache, weil er sich seine Stadt und seine Diözese ansehen wollte. Mehrfach entdeckten ihn dabei Polizeistreifen und fragten den Innenminister, was sie tun sollten. Er befahl ihnen, ihn im Auge zu behalten, ihn aber in Ruhe zu lassen. Verhielt sich so ein erzkonservativer Mann? Ich sah, was für ein gewaltiges Arbeitspensum er bewältigte, er arbeitete an sieben Tagen in der Woche, er schien unermüdlich. In Rom fuhr ich zu den Kirchengemeinden, die er besuchte, ich sah ihn jetzt häufig. Ich war in dieser Zeit irgendwann bereit einzugestehen, dass Karol Wojtyla sich für das, woran er glaubte, wirklich aufrieb.

Dann fiel die Mauer in Berlin, und ich ging mit Karol Wojtyla auf die vielen Reisen der neunziger Jahre. Er war durch die Hitze Afrikas gestürmt, durch die Steppen Asiens, durch die Slums Lateinamerikas, und ich hatte versucht, mit dem Mann Schritt zu halten, der zwanzig Stunden am Tag arbeiten konnte, der nie auszuruhen schien, der immer

längst schon wach war und betete, während ich, vierzig Jahre jünger, versuchte, mich aus dem Bett zu quälen und genug Kaffee in mich hineinzuschütten, um die unendlich langen Karol-Wojtyla-Tage auf den Reisen durchzustehen. Er stahl sich dagegen schon sehr früh morgens aus dem Bett, selbst in den Ferien, weil er so gern den Sonnenaufgang sah. Er presste sein Gesicht an die Scheibe, um das tägliche Schauspiel der aufgehenden Sonne zu betrachten. Die Putzkolonnen hatte es entdeckt, in seinem Sommersitz Castel Gandolfo, weil sie den Abdruck seines Gesichts auf den Scheiben im großen »Salon der Schweizer« gefunden hatte.

### **Das Versprechen**

Wenn ich ehrlich bin, fiel es mir in dieser Zeit immer schwerer, nicht an Gott zu glauben. Vor meinen Augen veränderte dieser Karol Wojtyla die Welt: zum Besseren. Das hatte ich auch in den Augen der Menschen überall auf der Welt gesehen. Dabei hatte er nur zwei leere Hände und seinen Glauben. Karol Wojtyla ließ nicht den geringsten Zweifel daran zu, dass das, was um ihn herum geschah, nicht sein Werk war, sondern Gottes Werk. Ich höre noch, wie er mir am Jahrestag des Mauerfalls im Jahr 1999 auf dem Weg nach Georgien sagte: »Es war die Hand Gottes, die die Berliner Mauer zum Einsturz brachte.« Wie hätte ein Mann mit seinen leeren Händen die Welt so stark verändern können, wie sie sich dort verändert hatte, wo Karol Wojtyla aufgetaucht war? Hatte er also recht, wirkte Gott durch diesen Mann? Bildete ich mir dieses starke Gefühl von Wärme in seiner Nähe, das so viele empfanden, nicht nur ein? »Was ist das für ein Gefühl?«, fragte ich meinen Freund Don Jaroslaw Cielecki, einen Priester aus dem päpstlichen Gefolge. Der antwortete voller Überzeugung: »Das, was du spürst, ist ganz einfach zu erklären. Der Papst liebt dich, er liebt alle Menschen, selbst die, denen er egal ist, und auch die, die ihn nicht ausstehen können.«

Je mehr Zeit ich in der Nähe Karol Wojtylas verbrachte, umso häufiger fragte ich mich, ob in der Umgebung dieses Mannes tatsächlich etwas Außergewöhnliches vor sich ging, etwas Übernatürliches, oder ob ich mir dieses eigenartige Gefühl ebenfalls nur einbildete. Immer wenn ich ihn traf, drängte sich mir ein Gedanke, ein Wunsch auf: »Gott segne dich, alter Mann.« Aber ich wusste nicht, warum. Am Anfang

meiner Vatikanzeit ärgerte ich mich maßlos über mich, schrie mich innerlich an: Lass doch den Unsinn! Du glaubst doch gar nicht an Gott! Was soll an diesem Karol Wojtyla so besonders sein? Lange hielt ich die Berichte über die eigenartigen Ereignisse in seiner Nähe für völligen Quatsch – auch wenn ich immer öfter Menschen traf, die felsenfest daran glaubten, dass in der Umgebung dieses Papstes Seltsames geschah, sogar Wundersames. Für mich als Journalist und Autor war das natürlich ungemein spannend. Kann ein Mensch zu Lebzeiten Wunder wirken? Wenn Fälle auftauchten von Menschen, die behaupteten, durch Karol Wojtyla auf unerklärliche Weise von unheilbaren Krankheiten erlöst worden zu sein, wenn es Zeugen dafür gab, ging ich den Fällen nach, sammelte Fakten. Doch eines Tages nahm mich der damalige Papstsprecher Joaquín Navarro-Valls beiseite. Er sah mich ernst an und sagte schließlich: »Er will das nicht.«

»Was meinst du?«, fragte ich.

»Er will nicht, dass du diesen Vorfällen nachgehst. Er will das auf keinen Fall. Wenn es ein Wunder gibt, dann wirkt es Gott, und wenn so etwas in seiner Umgebung passiert, dann bleibt das geheim. Okay? Der Papst will nicht, dass irgendwer über diese Themen spricht, also darüber, was in seiner Umgebung manchmal passiert.«

»Okay, aber ich habe schon Dutzende Fälle recherchiert, die, gelinde gesagt, sehr ungewöhnlich sind.«

»Behalte es für dich, solange er lebt, bitte. Er will nicht, dass man ihn für eine Ausnahmegestalt hält, er sagt, er ist einfach ein Sünder. Also schreib nicht darüber, was du gesehen hast, solange er lebt.«

»Versprochen«, sagte ich damals, und ich habe mich daran gehalten.

Aber die Kirche hat entschieden, Karol Wojtyla seligzusprechen. Und jetzt ist die Zeit gekommen, zu erzählen, welchen Weg ich persönlich gegangen bin und was ich auf den einzelnen Etappen entdeckt habe. Ich habe mehr als fünfzehn Jahre damit zugebracht, über Karol Wojtyla zu schreiben, ich habe über den Papst Johannes Paul II. geschrieben, über die historische Figur, die weltpolitischen Ideen diese Mannes aus Polen, aber nie darüber, was mich am meisten faszinierte: Wirkte Gott durch diesen Mann, konnten man in seiner Nähe diesen unerklärlichen Gott

spüren? Ich bin viele Jahre dieser Frage nachgegangen, und das, was ich gefunden habe, jagt mir manchmal einen Schauer über den Rücken und erschreckt mich, weil ich nicht mehr darum herum komme, mich zu fragen: »Also gibt es Gott doch?«

## *Lenkt Gott Kugeln ab?*

**Rom, 12. Mai 1981.** Der gesuchte türkische Terrorist Mehmet Ali Agca trifft an diesem Tag am römischen Flughafen Fiumicino ein. Er kommt aus Palma de Mallorca, und seine Reise wird einer ganzen Generation Ermittlern in Italien Rätsel aufgeben. Agca besuchte die spanische Insel, obwohl Interpol ihn wegen Mordes an dem Journalisten Abdi Ipekci, Chefredakteur der Zeitung *Milliyet*, sucht. Agca war für den Mord verurteilt worden, ihm war aber am 25. November 1979 die Flucht aus dem Hochsicherheitsgefängnis Kartal Maltepe gelungen. Bis heute ist unklar, wie Mehmet Ali Agca besaß einen nicht besonders gut gefälschten Pass auf den Namen Faruk Ozgün, dennoch riskiert er die Reise in das kühle Mallorca – und damit vier Passkontrollen. Die Staatsanwaltschaft wird sich jahrzehntelang fragen, was er dort getan hat. Wenn er am Strand spazieren gehen wollte, dann hätte er das auch in Italien tun können; um in den Buchten Mallorcas zu schwimmen, war es im Mai noch viel zu kalt. Die Staatsanwaltschaft wird mutmaßen, dass er nach Mallorca flog, um dort seinen Auftraggeber zu treffen, der ihm befahl, einen Tag nach seiner Rückkehr in Italien, am 13. Mai 1981, auf dem Petersplatz Papst Johannes Paul II. zu erschießen. Aber wenn Agca tatsächlich seinen Auftraggeber traf, warum auf Mallorca, warum nicht in Italien, was verhindert hätte, dass Agca so kurz vor dem Attentat sich der großen Gefahr aussetzte, erkannt und verhaftet zu werden? Wählte der Auftraggeber Mallorca, weil das Treffen auf einer Yacht stattfand, außerhalb des Hafens, damit der Auftraggeber nicht gesehen werden konnte? Bis heute alles unbeantwortete Fragen, ungeklärte Zusammenhänge.

### **Das perfekte Verbrechen**

Mehmet Ali Agca wird trotz seiner jahrzehntelangen Haftstrafe nie verraten, wer ihm den Mordauftrag erteilte und wer ihm mehrere hunderttausend Dollar zukommen ließ, um vorher jahrelang sein Leben vor dem Attentat in Italien zu finanzieren; wer ihm die Waffe beschaffte

und wer ihm befahl, am 12. Mai 1981 in die Pension »Isa« in der Via Cicerone, ganz in der Nähe des Peterplatzes, einzuchecken. Bis heute weiß niemand, ob es Zufall war, dass er in einer Pension abstieg, die den arabischen Namen für Jesus trug. Am 13. Mai 1981 verlässt Mehmet Ali Agca gegen 16 Uhr die Pension, mit einer Pistole britischer Produktion vom Typ Browning Automatic, neun Millimeter, im Gürtel, um sich einen Platz in der Menge auf dem Petersplatz zu beschaffen, die auf die Audienz des Papstes wartete. Ali Agca wählte die rechte Seite des Petersplatzes für den Anschlag; der Papst würde dort, nahe dem Eingang zum sogenannten Bronzetor, vorbeifahren. Heute ist ein Gedenkstein an jener Stelle eingelassen, an der das Attentat geschah. Der Papst besteigt an diesem Tag gegen 17.00 Uhr den Fiat Campagnola. Es ist ein sehr einfacher Geländewagen, den bereits sein Vor-Vorgänger Papst Paul VI. für Audienzen anschaffen ließ. Der weiße Geländewagen hatte keinen sonderlich guten Ruf. Er galt als extrem unzuverlässig. Paul VI. hatte den Jeep nur sehr rudimentär umbauen lassen, außer durch zwei schlecht gepolsterte Sitze an der Seite ist das Auto kaum verändert worden. Es scheint eher geeignet für den Landausflug einer Pfadfindertruppe als für einen Papst. Der Fiat Campagnola, der heute in der Privatgarage des Papstes aufbewahrt wird, erreicht pünktlich um 17.05 Uhr den Petersplatz. Der Papst lässt seinen Fahrer, wie immer, einmal den Platz umrunden. Was in diesem Augenblick in Mehmet Ali Agca vorgeht, wird er nie erzählen, und es wird sich nicht rekonstruieren lassen. Das Verbrechen, das er jetzt gleich begehen wird, geht als perfektes Verbrechen in die Geschichte ein, weil es trotz massiver Bemühungen der Justiz über Jahrzehnte nie gelingen wird, die Hintermänner zu finden. Was die Richter später ratlos machen wird, ist die Tatsache, dass Agca weiß, er wird den Rest seines Lebens in einem Gefängnis verbringen, wenn er das Attentat auf den Papst begeht. Es ist von vornherein klar, dass der türkische Attentäter nicht die Spur einer Chance haben würde, den Petersplatz frei zu verlassen, auf dem sich zehntausende Menschen versammelt hatten und auf dem sich Gendarmen des Vatikans und Polizisten drängten. Der Attentäter begeht also ohne einen ersichtlichen Grund ein Verbrechen, von dem er weiß, dass es sein Leben zerstören wird, und bis heute weiß niemand, warum. Als der Papst sich nähert, zieht

Ali Agca die Pistole und zielt auf dessen Kopf. Es ist 17.22 Uhr. Der Schuss verfehlt sein Ziel, durchschlägt den Arm einer Ordensfrau. In Panik senkt Agca den Lauf der Pistole, diesmal muss er treffen, er zielt auf den leichter anzuvisierenden Bauch des Papstes und drückt ab.

»Ich war im Jeep des Papstes, aber ich sah weder eine Pistole, noch hörte ich den Schuss. Ich erinnere mich nur daran, dass plötzlich alle Tauben aufflogen, dass hunderte Vögel über dem Petersplatz aufstiegen. Das muss der Schuss gewesen sein. Erst dann sah ich auf den Papst, der direkt vor mir war. Er sackte zusammen. Ich habe nicht eine Sekunde nachgedacht, sondern ganz automatisch auf den Auslöser gedrückt«, beschrieb mir mein Freund Arturo Mari, der langjährige Papstfotograf, diesen Augenblick. »Der Papst hatte angefangen zu beten, er betete zur Muttergottes, und ich hörte, dass er Maria anrief«, sagte mir über diesen Augenblick sein langjähriger Sekretär Don Stanislaw Dziwisz.

Die aufgeschreckte Gruppe rund um den angeschossenen Papst begeht jetzt einen furchtbaren Fehler: Nur wenige hundert Meter entfernt liegt das Santo-Spirito-Krankenhaus, am Ende der Via della Conciliazione; das Krankenhaus besitzt eine Notaufnahme und könnte den verletzten Papst, der aus der Wunde viel Blut verliert, perfekt versorgen. Doch kopflos befolgen die Mitarbeiter des Papstes eine uralte Anordnung, dass er, im Fall einer Verletzung oder Erkrankung, in sein eigenes Krankenhaus gebracht werden müsse, in die vatikaneigene Klinik, die den Namen des Arztes und Priesters Agostino Gemelli trägt. Der blutende Papst wird zurückgefahren durch das Tor des sogenannten Arco delle Campane, dann quer durch den Park des Vatikan hinter der Peterskuppel bis zur Krankenstation des Vatikan. Dort steht der Rettungswagen, der immer in Einsatzbereitschaft ist. »Ich erinnere mich, dass das Blaulicht kaputt war«, berichtete mir später Don Stanislaw Dziwisz. Der schwer verletzte Papst wird in diesen Krankenwagen gelegt, dann rast der Wagen quer durch Rom, eine viel zu weite Fahrt für einen so schwer verletzten Mann. Der Papst muss etwa zwanzig Minuten Fahrt überstehen, ein lebensbedrohlicher Fehler.

Als der Wagen in der Gemelli-Klinik ankommt, herrscht Fassungslosigkeit. Statt den Papst sofort in den Operationssaal zu bringen und mit Blut zu versorgen, schaffen ihn die Krankenpfleger in